

EVA MENASSE IM GESPRÄCH:

„Ich bin von Deutschland stark befremdet“

Die Österreicher seien kreativer, was Sprache angeht, sagt die Schriftstellerin. Und auch was Debatten angeht, hätten sie mehr Begabung zum Laissez-faire. Woran liegt das?

Von **Gerrit Bartels**



Frau Menasse, bei Ihrem neuen Buch stolpert man erst einmal über den Titel, „Alleinruhelage“, auf dem Cover in drei Worte geteilt. Was bedeutet dieser Titel?

Das ist ein lustiger Austriazismus, auf den man in Immobilienanzeigen stößt. In Deutschland stände da „Alleinlage“, das wäre wohl das Dudenwort. Aber in Österreich ist man immer etwas kreativer mit der Sprache. Man sollte ja denken, dass ein Grundstück ganz ohne Nachbarn ohnehin ruhig ist. Aber ergänzt um die Ruhe scheint es noch mehr Wohlfühlerlebnis zu bieten. Ich mag jedenfalls Wörter, die mehr Rückraum als andere haben, oder die ein bisschen schräg sind. „Dunkelblum“ war ja auch so eins, so hieß der Roman, den ich vor fünf Jahren veröffentlicht habe. Außerdem kann Alleinruhelage noch mehr bedeuten: Das kann auch ein Lebenszustand sein.

Haben Sie keine Angst davor, dass der Titel etwas abschreckend wirken könnte?

Nein. Ich bin eine Anhängerin jenes Prinzips, das man früher für ein Unterscheidungsmerkmal von Qualitätszeitungen hielt, dass sie also Texte bieten sollten, bei deren Lektüre sich der Leser immer ein bisschen strecken muss und will. Auch Literatur muss kleine Geheimnisse haben, Aspekte, die man nicht auf Anhieb versteht. Deshalb finde ich solche Wörter wunderbar.

Gewissermaßen Hauptfigur des Romans ist ein Haus irgendwo in Vorpommern, das Ihre Erzählerin verkaufen will. Es geht um die gut zwanzig Jahre, die sie darin gewohnt hat, um das Leben, das sie in dieser Zeit geführt hat, und das sie Revue passieren lässt. Wie sind Sie auf die Idee gekommen?

Ich weiß noch, dass mich vor Jahren ein Journalist in meinem Landhaus besucht hat und ich ihm ein bisschen von der Gegend und den Wunden der Wiedervereinigung erzählt habe. Er sagte, ich solle doch mal ein Buch drüber schreiben. Aber wie viele Geschichten da wirklich drinstecken, dass ich als Österreicherin vielleicht sogar eine dritte Perspektive zwischen den West- und Ostdeutschen habe, also in Bezug auf die Konflikte zwischen Westdeutschen, die sich Häuser im Osten kaufen, und den Einheimischen, die sich solche Häuser teils nicht mehr leisten können – das ist mir erst relativ spät bewusst geworden. Üblicherweise stecken meine Bücher schon lange vorher in mir drin, und wenn ich anfangs, sie zu schreiben, erkenne ich sie quasi wieder, und frage mich dann: Ja, natürlich, aber warum erst jetzt?

Passagenweise wirkt das Buch wie eine Autobiografie.

Wenn Sie das autobiografisch lesen wollen, ist es so. Ich habe vor vielen Jahren eine Erzählung über eine astrologiesüchtige Tante geschrieben, in Ich-Form, komplett erfunden, aber bis heute werde ich nach meiner schrulligen Tante Judy und ihrem Horoskopwahn gefragt. Auch mein Debütroman „Vienna“ wurde oft viel autobiografischer gelesen, als er war. Meine Erzählbände danach hatten teilweise eigene Aspekte, aber das hat auch „Dunkelblum“, mein Roman über das NS-Massaker an den Juden 1945 im österreichischen Rechnitz, nämlich mehr, als man denken würde. Man muss wirklich vorsichtig sein mit diesen autobiografischen Lesarten.

„Alleinruhelage“ beruht jedoch auf Erfahrungen, die Sie selbst gemacht haben?

Es beruht AUCH darauf. Ich lebe in Berlin seit über 25 Jahren und habe Großstadt allein noch nie ausgehalten. Schon in Wien wollte ich hinaus aufs Land, als Jugendliche und junge Erwachsene. Mein Bruder Robert besitzt zwei Stunden von Wien entfernt ein Haus, dort habe ich viel Zeit verbracht. Von Berlin aus musste ich dann selbst Geld aufbringen für ein Haus, und diese über zwanzig Jahre in der ostdeutschen Provinz, der Versuch, dort zu leben, zu

arbeiten, zu schreiben, die Erlebnisse, die man hat – das ist auch ein wichtiger Teil meiner Berliner Existenz. Ebenso stecken natürlich auch Erfahrungen und Geschichten von Freunden und Bekannten darin. Seit Judith Hermanns „Sommerhaus, später“ ist das Landhaus außerhalb Berlins ja ein Topos.

Kann man „Alleinruhelage“ als die Bilanz einer Frau in der Mitte des Lebens bezeichnen?

Ich habe mehr das Bild im Kopf, dass man diesen Ort wie einen See betrachtet, in den man Steine wirft, und dann schaut, wie groß die Kreise werden. Ja, das Buch hat etwas Bilanzierendes, es ist eine Zwischenbilanz. Vor vier Jahren ist mein Vater gestorben. Seinen Tod habe ich mit ins Buch genommen, weil ich plötzlich daran denken musste – und das ist tatsächlich autobiografisch –, was für ein guter Abschießer er war, wie unsentimental er sich verabschieden konnte, wenn es um die endgültigen Dinge ging.

Wie ist das bei Ihnen? Finden Sie solche Züge Ihres Vaters mit zunehmendem Alter auch bei sich?

Ich nehme eher wahr, wie sich das Leben langsam verändert, seit er nicht mehr da ist. Unser Vater war eine Zentralfigur für die ganze Familie, dominant auf eine gewisse Weise, obwohl er kein dominanter Mensch war. Aber wir drei Kinder haben ihn sehr verehrt, auch sein Neffe, unser Cousin. Man merkt es nicht gleich, wenn jemand stirbt, aber mit der Zeit beginnt man, seinen Kompass anders auszurichten. Meine beruflichen Erfolge beispielsweise kann ich nicht mehr stolz zu ihm tragen. Man selbst rückt eine Reihe vor. Weil wir selbst ja auch schon ganz schön alt sind. Mein Bruder hat damals erstaunt gesagt, es sei auch wirklich ungewöhnlich, mit fast 70 noch beide Eltern zu haben. Es gibt in dem Buch ja auch diese Reihungen: Die Erzählerin denkt über die Kinder nach und über ihre eigene Kindheit, über das, was sie als Kind verletzt hat, und was sich davon für ihre Kinder wiederholt. Das ist ein Gewichtungsversuch auf der Zeitschiene. Der war mir ein Bedürfnis.

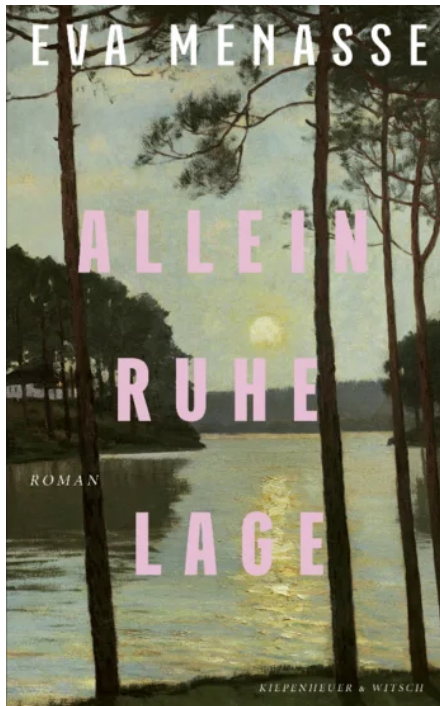
Auf den ersten Seiten führen Sie eine Figur ein, die erst später eine Rolle spielt. Die kommt wie aus dem Nichts, aus dem Off. Da heißt es: „Habibi: Seit wann kannst du denn Deutsch, du Ösi? Halt die Klappe, du bist noch lang nicht dran“. Auf die Beziehung zu diesem Mann läuft am Ende alles zu.

Das würde ich nicht so sagen, denn auch die Liebesgeschichten sind symmetrisch aufgebaut. Es geht um drei Männer der Erzählerin. Der erste ist ihr Ehemann, mit dem sie das Haus kauft und renoviert, der Ex-Mann. Dann ist da ein viel früherer Mann, von dem sie erfährt, dass er gestorben ist, gerade als ihr zweites Kind zur Welt kommt, und der ihr von da an im Traum erscheint. Und schließlich Habibi, der, als die Geschichte mit ihr und dem Haus langsam zu Ende geht, eine kurze Rolle spielt. Das ist gebaut wie eine römische Brücke. So schön diese

späte Liebesgeschichte ist, sie ist nicht zentral, denn sie spielt vor dem Hintergrund der früheren Beziehungen. Die anderen Männer sind genauso wichtig.

Nur läuft am Ende alles auf diese Figur hinaus, die beiden anderen Männer sind eher Randfiguren.

Finden Sie?



„Alleinruhe“ erscheint bei Kiepenheuer & Witsch.

Ja. Der Ex-Ehemann bleibt blass, der andere Mann auch. Habibi hat einen Namen, die anderen nicht, er wird angeredet und mit seinen Charaktereigenschaften, den guten und schlechten, sehr präzise beschrieben. Das wirkt, als würde hier eine Frau intensiv eine sehr stürmische, schmerzhaft verlaufende Beziehung aufarbeiten.

Wissen Sie, wenn man ein Buch schreibt, hat man letztlich keine Kontrolle darüber, wie es gelesen wird. Aber wenn Figuren sehr pointiert beschrieben werden, dann zählt alles, was irgendjemandem vielleicht ähnlich ist, darauf ein – und was dagegen spricht, wird einfach ausgeblendet, weil man eben so gern möchte, dass es diese oder jene Figur ist. Das hat Thomas Mann schon bemerkt, als er sich wegen der „Buddenbrooks“ gegen seinen Onkel zur Wehr setzen musste. Der hätte bekanntlich am liebsten gegen Manns Roman geklagt. Aber Schreiben und Lesen sind insgesamt Illusionsprojekte.

Habibi ist eine Bezeichnung aus dem Arabischen für „mein Schatz“ oder „Liebling“. Warum haben Sie die gewählt?

Ich glaube, ich wollte einen Ganovennamen, der auch zärtlich ist. Meine Namensgebungen sind sehr intuitiv. Ich versuche zu spüren, ob ein Name im Text funktioniert oder nicht.



Eva Menasse und Deniz Yücel wurden nach der Gründung des Schriftstellerverbands PEN Berlin zu den Sprechern gewählt. Menasse wurde inzwischen von Thea Dorn abgelöst.

Ihr Roman ist eine Ich-Erzählung, das Haus und Habibi aber werden in der zweiten Person Singular angeredet. Warum?

Eigentlich mag ich die Du-Form nicht, aber richtig dosiert geht sie. Häuser sind Kulminationspunkte von Geschichten. Wenn Sie dieses Eckhaus betrachten, hier gegenüber, wo wir gerade sitzen, in der Wielandstraße, das ist wohl von um 1900, dann überlege ich automatisch, wer da wohl gelebt hat, geboren oder gestorben ist. Mein Haus auf dem Land hatte wirklich einen Charakter, à la „jetzt komm mir mal nicht schräg“. Ich habe dann auch im Text dem Haus einen Charakter gegeben, so wie manche Menschen ihren Autos Namen geben. Aber ihre Warum-Fragen führen leider nicht weiter. Denn ich schaue vor allem, ob der Text so funktioniert: Hat er Schwung, klingt er, lädt er sich langsam auf oder nicht? Der erste Satz war da: „Haus, ich verkauf dich“, und dann hatte ich diesen roten Faden und habe ihn festgehalten. Ich hatte das Gefühl: Das klingt jetzt gut.

Dieses Buch hat sich so leicht und fröhlich geschrieben, dass ich, wie gesagt, vermute, dass ich es schon lange mit mir herumgetragen und unbewusst darüber nachgedacht habe. Anders als oft hatte ich diesmal nicht eine halbe Schreibkrise, sondern nach jedem Kapitelabschluss wusste ich, welches Kapitel das nächste sein wird.

In den Jahren vor dem Schreiben an diesem Roman haben Sie die Schriftstellervereinigung PEN Berlin gegründet und geleitet. Haben Sie in der Zeit eine Sehnsucht nach dem Schreiben entwickelt?

Ja, die zweieinhalb Jahre vorher waren zehrend und anstrengend, sozial, politisch, kräftemäßig. Dieses Buch zu schreiben war die Gegenbewegung dazu, Vertiefung, Konzentration auf eine einzige Sache. Das Schreiben ist die angemessenere Daseinsform für mich. Während PEN Berlin habe ich zwar den Essayband über das Internet und wie es uns verändert, geschrieben: „Alles und nichts sagen“. Die Konzentration für ein erzählendes Buch aber fehlte komplett.

Trotzdem waren die PEN-Berlin-Jahre eine unglaublich interessante Zeit. Ich habe viel gelernt, so viel vielleicht wie seit Grundschulzeiten nicht mehr. Was Politik anbetrifft, Gruppendynamik, Bürokratie, aber vor allem, wie es um den Zeitgeist steht: diese Überhysterisierung von wirklich allem. Wir hatten bei PEN Berlin gleich mehrere Shitstorms zu den unterschiedlichsten Themen. Eigentlich ist es unmöglich, derzeit einen Verein zu gründen. Doch zu dem Zeitpunkt schien es genau das Richtige.

Was hat Sie gereizt, dort mitzuarbeiten?

Ich war schockiert vom inneren Zustand von PEN Deutschland und hatte großen Respekt vor Deniz Yücel, Sophie Sumburane, Konstantin Küspert, Joachim Helfer und den anderen, die ja angetreten sind, den alten Darmstädter PEN zu reformieren. Im Grunde war auch das eine wahre Deutschland-Metapher: Da kommen welche und haben den Willen, die Energie und auch den Humor für eine Reform, aber reflexhaft wird die ganz große Panzerwand errichtet und alles prallt ab. Uns schien damals die Neugründung der einzige Weg, besser jedenfalls als nur ein Massenaustritt, der sich abzuzeichnen begann. So bin ich reingeraten, so kam es zur Gründung von PEN Berlin. Ich halte es weiterhin für richtig, bereue es keineswegs, ich war danach nur sehr erschöpft.

Und was kommt jetzt? Die Alleinruhelage ist auch ein Lebenszustand, haben Sie eingangs gesagt.

Ich komme gerade sehr gut in Bewegung, das verbindet mich mit meiner Ich-Erzählerin. Ich habe neue Menschen und Orte gefunden, denn ja, ich bin befremdet von Deutschland, stark befremdet. Vielleicht war es naiv von mir, zu glauben, dass es in Deutschland ganz anders sei

als in Österreich. Als ich 1999 kam, war das hier in Berlin wirklich so: Aufklärung, Offenheit, Geschichtsbewusstsein, Berlin wurde gerade zu dieser unglaublich flirrenden, internationalen Stadt. Jetzt geht das alles langsam wieder zu, und ich frage mich, warum ich mich mit den deutschen Reaktionären und Rechtsextremen auseinandersetzen soll, ich kenne doch schon die aus Österreich recht gut.

Wenn es kollektive Charaktere geben sollte, sind mir die Österreicher und Italiener doch etwas lieber, weil sie mehr Begabung zum Laissez-faire haben als die Deutschen. Solange alles ganz okay ist, läuft es in Deutschland auch ganz okay. Aber wenn es eng und beängstigend wird, drängt es die Deutschen schnell zu Resolutionen, zu Maulkörben und Restriktionen.

Zur Person



Eva Menasse, geboren 1970 in Wien, ist Schriftstellerin. Von 2022 bis 2024 war sie neben Deniz Yücel Sprecherin der Schriftstellervereinigung PEN Berlin. Jetzt erscheint ihr neuer Roman „Alleinruhelage“ (Kiepenheuer & Witsch).